

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 5

Artikel: Von Scharfschiessen und Jüngerschaft Christi : Antwort an Fritz Lieb
Autor: Ragaz, Leonhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit ihrer sich zu bedienen, um dem namenlosen Jammer der Menschen endlich radikal zu begegnen? Ist sie nicht ein Mittel wie irgendein anderes? Wie konnte Jesus, wenn er wirklich Erlöser seines Volkes, Heiland der Armen und Bedrückten war, so teilnahmslos sein, daß er das Mittel, das sich ihm hier bot, ausschlug? Allein so redet unsere Ungeduld, die Tochter des Unglaubens. Jesus durchschaut den Trug, er weiß, was auf dem Spiele steht, er kennt die einzige Macht im Himmel und auf Erden. Darum tritt er dem Versucher so gefaßt und bestimmt entgegen, reißt ihm die Maske vom Gesicht, damit der Götze offenbar werde, dessen Regiment die Erde mit Fluch und Jammer ohne Ende überzieht. Diese Erkenntnis ist es und nicht Teilnahmslosigkeit, die Jesus hindert, hier auch nur das kleinste Zugeständnis zu machen. Jesus ging, wie wir wissen, nicht teilnahmslos an der Not des Volkes vorüber. Sein ganzes Leben hat er ihm geopfert. Die Armen, Verkürzten, Verstoßenen, die Siechen an Leib und Seele bekamen in erster Linie seine Barmherzigkeit zu spüren. Ueber dem dogmatisch formulierten Jesusbild hat man den Jesus fast vergessen, der sich ganz besonders aller Armen annahm und eine merkwürdige Vorliebe für gesellschaftlich anstößige Elemente zeigte. Man hat den „patriotischen“ Charakter Jesu vergessen — wenn dieser Ausdruck nicht allzu mißverständlich wäre. (Schluß folgt.) *Heinrich Berger.*

Von Scharfschießen und Jüngerschaft Christi.

Antwort an Fritz Lieb.

Zürich, 5. Mai 1939.

Verehrtester Herr Lieb!

Meine Bemerkung am Schlusse des Artikels „Karl Barth bricht in die Politik aus“ im Märzheft der Neuen Wege hat Sie zu einem Offenen Brief an mich in der „Schweizerzeitung am Sonntag“ veranlaßt. Dieser Offene Brief zerfällt in zwei Teile. Im ersten legen Sie eine Lanze für Karl Barth ein, während Sie im zweiten Ihren Ausspruch verteidigen und zum Gegenangriff übergehen. Dementsprechend muß sich auch meine Antwort gestalten. Eins wollen wir uns dabei vor Augen halten: die in Betracht kommenden Probleme sind so groß und schwierig, daß ein Brief ihnen nicht gerecht werden kann, und wäre er noch so lang. Es kann sich bloß um den Versuch handeln, Klarheit über die Problemstellung selbst zu schaffen.

1. In bezug auf *Barth* handelt es sich freilich mehr um eine sogenannte persönliche Sache. Immerhin steht aber etwas Grundsätzliches von ganz gewaltiger Bedeutung im Hintergrunde.

Was das „Persönliche“ betrifft, so lehne ich resolut ab, daß ich Barth unrecht getan, ihn sogar „beschimpft“ habe, indem ich ihm un-

faire Methoden vorgeworfen. Wenn das „Beschimpfung“ ist, so liegt der Schimpf eben auf Barth; denn es ist bloß die Feststellung einer sonnenklaren Tatsache. Barths und mancher seiner Schüler Polemik gegen uns Religiös-Soziale ist von Anfang an bis auf diesen Tag in einer nicht zu überbietenden Weise unfair gewesen. Was er und sie an Entstellung unseres Denkens und Wollens geleistet haben, steht hinter den krassesten Äußerungen der *superbia theologorum* aller Zeiten nicht zurück. Und zwar ist das schon zu Zeiten geschehen, wo von uns, besonders von mir aus, nichts geschehen war, was dieses Verhalten hätte ein wenig rechtfertigen können. Und ich kann leider nicht einmal zugestehen, daß es *bona fide* geschehen sei; Barth und wenigstens ein Teil seiner Freunde haben es besser gewußt, waren durchaus in der Lage und vor ihrem Gewissen verpflichtet, solche Entstellung unseres Glaubens und Wollens zu unterlassen. Gegner hätten sie dabei doch sein und bleiben dürfen. Wir hätten dann aber miteinander *reden* können. Das wurde durch die oft grobe, oft auch wahrhaft raffinierte Bössartigkeit jener Behandlung rein unmöglich gemacht. Es wäre Ehrllosigkeit gewesen, wenn wir es noch versucht hätten. Man war auf der anderen Seite auch viel zu hochmütig, um mit uns reden zu wollen; wir wurden als *quantité négligeable* betrachtet.

Das alles sonnenklar zu beweisen, bin ich jeden Augenblick in der Lage. Aber hätte das einen Wert? Ich täte es nur, wenn ich unbedingt müßte. Sie selbst, verehrter Herr Lieb, der Sie sich an diesem Treiben nicht beteiligt haben, wissen das auch ganz genau. Und Sie werden, wenn Sie selbst wirklich gerecht sein wollen, zugeben müssen, daß auch die Schrift Barths, auf die ich in meinem Artikel antworte, voll Gehässigkeit gegen uns und besonders gegen mich ist. Welch ein Hohn liegt auch nur in der Abstempelung als „Visionär“! Das kann bei Barth ja nur bedeuten: ein auf der Schwelle des Irrenhauses stehender, nicht ernst zu nehmender Mensch.

Aus diesen und freilich noch wichtigeren Gründen konnte ich schon lange Barth und die Seinen nicht mehr ernst nehmen, aus diesen Gründen auch meinen Artikel nicht in einem anderen Tone halten. Dieses ganze theologische Treiben ist mir längst zu Ekel und Hohn geworden. Von Ihnen aber, verehrtester Herr Lieb, ist es zwar ritterlich, wenn auch nur gegen Barth, nicht gegen uns, aber doch etwas naiv, diesen Sachverhalt zu übersehen. Sie verfallen dabei ein wenig in die Art, die für gewisse Führer der dialektischen Theologie bezeichnend ist. Diese sind rechte Muster für einige oft zu beobachtende psychologische Tatsachen: so darin, daß sie mit Hohn und Verachtung über die anderen herfallen, aber außer sich geraten, wenn einmal sie selbst ein wenig beim Schopf genommen werden. Es ist nicht die erste Erfahrung dieser Art, die wir nun machen.

Dennoch — mein Artikel war nicht „gehässig“ gemeint, ja, er war sogar, wenn auch mit Vorbehalt und ohne Erklärungen, die nach all

den Erfahrungen, die ich gemacht, fast verächtlich gewesen wären, eine ausgestreckte Friedenshand. Das haben doch auch manche bezeugt und auch Sie hätten es merken sollen. Es steht doch auch Vieles in dem Artikel, was *rebus sic stantibus* so gedeutet werden mußte. Für demütige Gebärden vor dem „größten Theologen unserer Zeit“ bin ich freilich nicht zu haben; wenn ich aber im Hinblick auf ein mögliches Zusammenkommen der von unserer ursprünglich einigen Bewegung ausgegangenen beiden Ströme Worte sage, wie das „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“, so ist das Ernst, nicht bloß, um in der Sprache der Dialektiker zu reden, „Demonstration“. Ich bin von mir aus bereit, all den Streit dieser Jahrzehnte zu begraben und „ein Neues zu pflügen“. Freilich nur auf Grund der Wahrheit und auf Grund der Achtung, die zuerst wieder herzustellen wäre.

So viel von dem „Persönlichen“. Leider ist es schon viel zu viel geworden, aber es war wohl, als Antwort auf Ihre starken Vorwürfe, notwendig.

Und nun das *Sachliche*, zunächst auf *dieser* Linie. Freilich nur in äußerster Kürze. Ich habe zu denen gehört, die versucht haben, Barths mit seiner Schrift „Theologische Existenz heute“ verbundene Aktion von ihrer besten Seite zu nehmen. Das muß man mir bezeugen. Ich habe sie, von mir aus und zum Teil auch durch einen Brief von Ihnen beeinflusst, so ausgelegt, wie auch Sie tun: als einen Versuch, vom *kirchlich-theologischen* Boden aus zu tun, was er vom *politischen* aus nicht hätte tun oder doch nicht lange durchführen können. Zur Zurückhaltung hat mich auch die Ueberlegung veranlaßt, daß man mir vorwerfen könnte, es lasse sich „vom sicheren Port gemächlich raten“, und das, ob schon mein „Port“ nie so gar „sicher“ war und ist und ich auch Gefahren nie gescheut habe. Ich habe anerkannt, was an der Aktion Barths Bedeutsames und Tapferes war. Freilich habe ich das von Anfang an mit einem starken Vorbehalt getan. Ich habe zwar nie an Barths persönlichem Mute gezweifelt und nehme gerne an, daß er auch für ein Martyrium gereicht hätte. Ich zweifle auch nicht an seinem *menschlichen* Empfinden. Wenn Sie das, was ich darüber geschrieben, recht gelesen hätten, dann hätten Sie doch gesehen, daß ich nicht seinem *Herzen*, sondern seiner *Theologie* die Schuld an dem, was ich ein Verfallen nennen muß, zuschreibe. Auch betone ich ja ausdrücklich, daß ich selbst Barth nie für einen Anhänger des Nationalsozialismus gehalten habe. Aber nun erkläre ich: Desto schlimmer! Denn wie hat er dann jene Stelle seiner Schrift verantworten können, worin er Hitlers Führertum gelten läßt? Und jetzt kommt ja Barth selbst und behauptet, seine Haltung damit selbst herabsetzend, er habe damals Recht und Grund gehabt, den Nationalsozialismus als „politisches Experiment“ gelten zu lassen (*nach* dem Reichstagsbrand!) und versucht, die Veränderung seines Urteils durch Tatsachen zu begründen, die ja schon damals deutlich genug vorhanden waren, höhnt über

uns „Visionäre“ und hält uns wieder den angeblichen, nur zum kleinsten Teil wirklichen Umfall der „religiösen Sozialisten“ vor. *Darauf* habe ich erwidert, und freilich mit Schärfe.

Mit Schärfe vor allem auch darum, weil es sich in dieser Sache um etwas ganz Gewaltiges, ganz Fundamentales handelt. *Barth hat durch sein Verhalten einen weltgeschichtlichen und reichgottesgeschichtlichen Kampf auf ein falsches Geleise gebracht*: vom Geleise des Menschensohnes und des Evangeliums weg auf das Geleise der Kirche und der Theologie. Damit ist fast Unwiederbringliches geschehen. Und es war nicht ein zufälliger falscher Schritt, sondern die echte Frucht einer *Theologie*, die ja eine ganze verheißene Entfaltung des Reiches Gottes auf ein falsches Geleise gebracht und damit — dabei bleibe ich — ohne es zu wollen das Aufkommen des Dritten Reiches wie des neuen Militarismus aufs stärkste gefördert hat. Es ist das Fiasko einer Theologie, die eben bloß, im luftleeren Raum, auf Theologie und Kirche eingestellt war, statt auf das Tun des lebendigen Gottes und die Sache Christi in der Welt.

Davon kann ich nicht abgehen. *Darum* handelt es sich. Das ist das, was diese Sache wichtig macht. Es handelt sich um entscheidende Hauptfragen.

Trotzdem: Es sei vergessen (wir sind ja auch Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten), sei begraben und mit keinem Worte mehr erwähnt, wenn Barth dauernd einen *neuen* Weg geht und auch gewisse Allüren uns gegenüber aufgibt. Wir wollen dann einmal in Frieden über Reich Gottes und *Politik* auf der einen und Reich Gottes und *Theologie* auf der andern Seite reden. Wird das sein? Oder ist es Utopie?

2. Nun komme ich erst auf das, was den Hauptinhalt Ihres Offenen Briefes bildet: das Problem Ihres *Militarismus* und meines *Antimilitarismus*.

Auch hier zuerst das „Persönliche“: das, was Sie über sich selbst aussagen.

Darüber kann ich gottlob ganz anders reden, als bei Barth. Lassen Sie sich zuerst versichern, daß ich nicht im Geringsten irgendein feindseliges oder auch nur unfreundliches Empfinden gegen Sie hege. Ich halte Sie trotz jener Bemerkung für einen trefflichen Jünger Christi; ja ich hätte jene Bemerkung nicht gemacht, wenn das nicht der Fall wäre. Sie haben sich, wie ich schon erklärt, meines Wissens auch nie an jenen gegen uns gerichteten Gehässigkeiten und Entstellungen beteiligt. Dazu haben Sie denn doch als einer meiner vertrautesten Schüler zu gut gewußt, was mein und unser (einst Ihr eigenes) wirkliches Denken war — daß *Blumhardt* unser Boden war. Ich weiß meinerseits genau und aus den allerbesten Quellen, daß Sie in bezug auf die *Politik* nie ganz mit Barth gegangen, ja, daß Sie sogar weiter von ihm weggegangen sind als wir andern. Weil das aber ein ganz entscheidender

Punkt ist, so darf ich mir schon die Bemerkung erlauben, daß Sie im Grunde gar kein „Barthianer“ sind und die dialektische Theologie ein Gewand ist, das gar nicht zu Ihnen paßt. Jedenfalls steht zwischen Ihnen und mir für *mein* Gefühl nichts „Persönliches“.

Aber nun wieder die *Sache*. Sie zeigen, wie Sie, sich vom Antimilitarismus abwendend, zu der Einsicht gelangt seien, daß der Nazismus auch mit *Waffengewalt* niedergeworfen werden müsse, mir aber halten Sie vor, ich bekämpfe zwar den Nazismus und Faschismus mit der gleichen Entschlossenheit wie Sie, ich billige den Kampf gegen den Nazismus und Faschismus, wenn er anderwärts auch mit *Waffen* geführt werde, lobe sogar die Aufrüstung gegen sie, nur für die *Schweiz* lehne ich diese, meinen Antimilitarismus starr beibehaltend, ab und gerate damit in einen *Widerspruch* zu mir selbst, der viele an mir irre mache.

Was antworte ich darauf?

Ich könnte zuerst eine Frage stellen: Wäre es denn so schlimm, wenn in meinem Denken und Empfinden ein Kampf zwischen zwei scheinbar gleichberechtigten Tendenzen bestünde: zwischen der Liebe zur *Freiheit* und dem Willen zum *Frieden*? Besteht hier nicht wirklich eine Spannung und liebt nicht gerade die dialektische Theologie solche Spannungen? Ist es so schlimm für eine Sache, wenn sie mit schweren *Problemen* ringt und dafür nicht einfach eine bequeme Formel hat?

Dennoch glaube ich, daß der Widerspruch, den Sie mir vorwerfen, nicht ernstlich besteht, sobald man meine Haltung wirklich kennt. Ich will versuchen, das Problem klar zu machen, soweit das in Kürze möglich ist. Denn wie ich schon gesagt habe: Ich kann in diesem Offenen Briefe nicht mehr als eine Andeutung meines Denkens geben. Glücklicherweise bin ich in der Lage, auf eine *Schrift* darüber hinweisen zu können, die schon vor Ihrem Offenen Briefe erschienen wäre, wenn es nicht so schwer hielte, für so etwas heute einen Verlag anzugehen. Auch hat Freund *Tschärner* in einem vortrefflichen Artikel im „Aufbau“ mir schon einen Teil der Aufgabe abgenommen. Versuchen wir denn, die nötige Klarstellung zu gewinnen.

Meine Antwort könnte scheinbar kurz sein: *Herr Lieb, Sie haben mich ja gar nicht gelesen*. Wie Tschärner nachgewiesen hat, ist meine Stellung ja gar nicht die, welche Sie mir zuschreiben. Ich will als weiteren Beweis dafür noch zwei Zitate aus den Neuen Wegen anführen, von denen mindestens eines Ihnen eigentlich hätte bekannt sein müssen, noch bevor Sie Ihren Brief schrieben. Im Februarheft erkläre ich (Seite 98):

„Es ist ausgeschlossen, daß wir Antimilitaristen gegen diese Entwicklung zur Militarisierung hin direkt etwas tun könnten, etwa durch Ergreifung des Referendums gegen die verschiedenen Formen desselben. Das wäre utopisch und darum sicher auch nicht von *Gott* gewollt. Was wir jetzt tun können, ist *warnen* — warnen vor der Verlegung des Schwerpunktes der Verteidigung der Schweiz an den falschen Ort, warnen vor der Psychose und Gefahr der Militarisierung. Das

ist eine sehr große und ernste Aufgabe. Wir müssen den *Geist* hüten, der allein die Schweiz retten wird, müssen den Dämonen wehren mit den Waffen, die *wir* haben. Die Stunde für das Uebrige, *unsere* Stunde, im engeren Sinne, wird wiederkommen, vielleicht sehr bald.“

(Im Zusammenhang damit habe ich die erwähnte Schrift angezeigt.)

Im Aprilheft sodann (Seite 196), vor dem Erscheinen Ihres Briefes, erkläre ich noch viel konkreter:

„Im Angesicht dieser Sachlage möchte ich, schon früher Gefagtes wiederholend, zweierlei erklären: Ich für meine Person glaube nach wie vor nicht an Kanonen, Festungen und Flugzeuge. Ich glaube nicht an das *Schwert*, sondern erblicke darin, auch wenn es der Verteidigung dienen soll, eine große Gefahr. „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen.“ Aber — und das ist das Zweite — ich begreife, daß nun das Schweizervolk in seiner Masse das Heil vom Schwerte erwartet. Der Kampf mit dem Schwerte gegen die Diktaturen ist auch sicher am ehesten etwas, was sich in dieser Beziehung vertreten läßt. Er kann auch edlere Seelen gewinnen. Es ist auch, wenn man nun einmal nicht jenen mächtigen Glauben hat, der zu einer nach meiner Ueberlegung nicht nur höheren, sondern auch verheißungsvolleren Haltung befähigte, tapferer Widerstand [mit den Waffen] besser als bloße feige Kapitulation. Ich möchte auf keine Weise *diese* befürworten. Auch Gandhi tut es nicht. Ich treibe keinen Defaitismus. Aber ich *warne* — warne vor der *Gefahr* des Schwertes für *jeden*, der es zieht.“

Ist das nicht deutlich genug? Was hier in Kürze formuliert ist, habe ich aber im letzten Jahresbericht der Zentralstelle für Friedensarbeit ausführlicher dargestellt, und noch ausführlicher in einer Reihe von Vorträgen. Dazu in zahlreichen anderen Äußerungen.

Dabei könnte ich es also bewenden lassen. Sie sind einfach im Irrtum, Herr Lieb; Sie kämpfen gegen etwas in meiner Haltung, was gar nicht vorhanden ist.

Ich will es aber trotzdem nicht bei dieser kurzen Antwort bewenden lassen.

Gehen wir in medias res.

Sie werfen mir also vor, daß ich mich für Kämpfe und Kämpfer gegen Nazismus und Faschismus einsetze, die doch auch *Waffen* brauchten („schößen“), ja sie zu deren Gebrauch — im Falle der Tschechen — sogar auffordere, auch die Aufrüstung gegen Hitler bei *anderen* begrüße, nur nicht bei der Schweiz.

Hier muß nun zuerst wieder der *Sachverhalt* festgestellt werden.

Es ist absolut *nicht richtig*, daß ich die Aufrüstung irgendwo *begrüße*. Sie können mir nicht einen Satz nachweisen, wo das wirklich der Fall wäre. Ich *begrüße* auch keineswegs die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England. Sie dürfen nicht von mir verlangen, daß ich an meine Darstellungen zur Weltlage immer wieder den Zettel hefte: „Ich selbst glaube in letzter Instanz nicht an die Besiegung Hitlers und Mussolinis durch Waffen!“ Meine Darstellungen der Weltlage sind oft einfach *Berichte*, nicht *Beurteilungen*, und stehen nicht bloß unter dem *pazifistischen* Gesichtspunkt. Sie wollen vor allem die großen und tiefen *Zusammenhänge* der Ereignisse aufzeigen und zu

einer entsprechenden Betrachtung derselben anleiten. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich immer und immer wieder — als *caeterum censeo* — erklärt habe, die Macht, die Hitler und Mussolini repräsentierten, könne nicht mit menschlichen Mitteln, sondern nur durch den Stein aus der Höhe in dem Gesicht Daniels gestürzt werden. *Jede* Ausrüstung ist für mich eine schwere *Katastrophe* und eine schwere *Gefahr* — jede! Wenn ich sie nicht in Baufch und Bogen verurteile, so habe ich nie zu betonen vergessen, daß sie selbst die *Folge* einer Katastrophe sei, der Katastrophe des Völkerbundes mit seiner Forderung des übernationalen Rechtes, also eine Strafe für eine schwere Schuld. Von Freude daran keine Spur!

Ich bin, verehrtester Herr Lieb, von Anfang an für den *Völkerbund* gewesen, zum Aergernis für viele meiner Freunde, vielleicht damals auch für Sie. Darin liegt schon, was ich oft genug betont habe, daß ich den Kampf gegen den Krieg nicht auf dem Boden der *Gewaltlosigkeit* führe. Diese lehne ich sogar, als zu passiv und zu negativ, *für mich selber* ab. Im übrigen bleibe ich selber auf dem Boden des radikalen Antimilitarismus. Ich werde, solange ich bei mir selber bin, nie eine Waffe in die Hand nehmen und habe auch den Militärdienst, den der „Luftschutz“ bedeutet, abgelehnt. Aber — und es ist ein entscheidendes Aber — was ich *mir* zumute, der ich, in aller Schwachheit und Unreinheit, doch an *Christus* glaube, das kann ich nicht ganzen *Völkern* zumuten, von denen ich doch genau weiß, daß dafür bei ihnen die geistige Voraussetzung fehlt. Was ich ihnen aber zumute und wofür die Welt nach meiner Ansicht *reif* ist, das ist — prägnant gesagt — der *Völkerbund*, das ist die übernationale Rechtsordnung. Ohne diese geht die Welt an den Waffen (in Ihrer Sprache zu reden: am Schießen) zugrunde. Wenn ich also das begrüße, was ich die *Große Koalition* gegen Hitler und Mussolini nenne, so geschieht es ausschließlich auf *diesem* Boden. Sie ist für mich ein Ersatz für den Völkerbund und eine Vorbereitung auf seine Neubelebung. Sie soll, so weit sie kann, der *Verhinderung* des Krieges dienen, als eine Art Polizei im Kolossalstil, und damit jenen *Zusammenbruch* der diktatorischen Regime *nach Innen*, der unsere einzige *politische* — wohl bemerkt: *politische!* — Hoffnung ist, fördern. Stark habe ich neuerdings, vor Ihrem Briefe (vgl. Neue Wege, Aprilheft, S. 191 und 192) betont, daß nur das ihr Sinn sein könne; daß *wir* nur in *diesem* Sinne dafür sein könnten. In alledem steckt kein Glaube an die *Waffen*, sondern bloß der Glaube an das *Recht*, das die Gewalt besiegen soll, bloß der Glaube auch an die *politischen* Möglichkeiten des Friedens. *In alledem ringe ich gegen den kommenden Weltkrieg*. Das ist das Zentrum all meiner Politik, nicht das prinzipielle, aber das aktuelle Zentrum. Ich habe in den furchtbaren Tagen des August 1914 ein Gelübde getan, diesem Kampf gegen den Krieg mein künftiges Leben zu widmen, und gedenke es zu halten. Aber verstehen Sie wohl: das ist nur der

politische Friedensweg. Ich vergesse auch nicht einen Augenblick, daß die Entscheidung anderswo fällt. Ich meine bloß, daß der politische Weg heute auch von Gott aus seine ganz große Bedeutung habe im Sinne des Berges Gottes bei Micha 4 und Jesaja 2. Und darin sind wir doch wohl einig. Christus auch in die Hölle der Politik hineinragen zu helfen, ist für mich nicht eine Lust und Laune, sondern ein Teil der Nachfolge Christi in unserer Zeit. Aber *entscheidende* Mächte sind für mich jener Stein von Gott her und das Wort im Jakobusbrief: „Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernsthaft ist.“ Davon rede ich aber nicht unaufhörlich.

Meine Opposition gegen eine gewisse Form von *Pazifismus*, die, wie Sie ja beachtet haben, in den letzten Jahren fast heftiger geworden ist als die gegen den Militarismus, richtet sich gegen eine doktrinaire Art von Pazifismus, welche auf alle Situationen bloß die pazifistische Schablone drückt, gegen sein Hantieren mit abstrakten Begriffen ohne Rücksicht auf die konkrete Lage, und vor allem gegen seine Art, vom Boden des Pazifismus aus die von Hitler und Mussolini ausgehende Gefahr zu übersehen. Diese Gefahr soll man *sehen* — *darauf* dringe ich; es gibt keinen Frieden ohne Wahrheit. Dann kann erst die Diskussion darüber beginnen, *wie* man sie bekämpft. Ich habe darüber im „Aufbau“ vor drei Jahren einen langen, auch separat erschienenen, auch in Frankreich und England verbreiteten Aufsatz veröffentlicht, worin ich darstelle, was ich für den rechten Weg — auf dem *politischen* Gebiete — halte. Ich glaube, dieser Aufsatz darf sich in seinen Voraussetzungen wie in seinen Ratschlägen sehen lassen. Was man jetzt versucht, ist eine nun freilich allzuspäte Verwirklichung dessen, was ich darin anrate. Sollte ich nun dagegen sein?

So viel zu meiner Friedenspolitik im allgemeinen.

Aber nun der spezielle doppelte Anstoß: Ich stehe für Kämpfe und Kämpfer gegen Faschismus und Nazismus anderwärts ein, nur nicht bei uns; ja, ich fordere gelegentlich, wie im Falle der Tschechen, geradezu zum Widerstand mit den Waffen auf.

Was antworte ich?

Zunächst, was das letztere betrifft, so muß man wieder verstehen, wie ich es meine. Ich meine erstens, man müßte die *Wahl* treffen zwischen Widerstand mit den *Waffen* und Widerstand rein *geistiger* Art. *Jubeln* würde ich — glauben Sie es mir! — wenn ein *solcher* geschähe, und ich habe ihn besonders nach dem 12. Februar 1934 in Wien, und auch sonst, dringend empfohlen, an *Gandhi* denkend. *Gejubelt* hätte ich — glauben Sie es mir! — wenn die Tschechen, die Spanier, die Abessinier *diesen* Weg gegangen wären. Ich halte ihn für den *Zukunftsweg*. Aber für den Gipfel der *Sinnlosigkeit* halte ich es, eine Goliathrüstung anzuschaffen, die alle Kräfte der Völker erschöpft und dann damit kapitulierend zu Boden zu fallen. — Und das zweite: Wenn nur die Wahl besteht zwischen Widerstand mit Gewalt oder feiger Kapitu-

lation, so bin ich für die Gewalt, denn der Pazifismus, zu dem *ich* mich bekenne, ist eine *männliche* und *heldenhafte* Sache. Ich denke darin ganz wie Gandhi:

„Ich glaube wohl, daß ich da, wo nur die Wahl bliebe zwischen Feigheit und Gewalt, zur Gewalt raten würde.“

Zusammenfassend möchte ich sagen: Ich bin für keinen pazifistischen Doktrinarismus und Dogmatismus, die schließlich auch ein Götzendienst werden und gerade den Mächten der Gewalt dienen können — wie heute zutage liegt —, sondern für einen *lebendigen*, stets neu aus der *Quelle*, dem *lebendigen* Gott, der den Frieden will, geschöpften. Vielleicht wissen Sie, daß ich einmal erklärt habe: „Ich bin kein Pazifist, auch kein Antimilitarist, sondern bloß ein Mensch, der mit aller Spannung seiner Seele den Frieden will und, Gottes Winken gehorchend, den Frieden *sucht*.“

Damit ist auch die Antwort auf die Frage nach dem Warum meines Eintretens auch für solche, die mit *Waffen* für Recht und Freiheit kämpfen, eigentlich schon gegeben. Ich bin von ganzem Herzen für einen Widerstand *ohne* Waffen und glaube in letzter Instanz niemals an die Waffen, bin selbst „absoluter“ Antimilitarist, aber wo in aller Welt Menschen für Freiheit, Demokratie, Sozialismus, Menschenrecht kämpfen, sei's auch mit Waffen, da bin ich mit ihnen, ginge gerne zu ihnen — ohne Waffen! — da wünsche ich ihnen Rettung, da verlange ich, daß man nicht durch Nichtintervention ihnen den Schutz des Völkerrechtes verfare. Ich bin nicht ein antimilitaristischer Robot, der blind drauflos schlägt, wo nur eine Waffe auftaucht, ich bin auch Demokrat, Sozialist, Mensch, und wenn ich bloß zwischen Freiheit und Frieden zu wählen hätte, wählte ich ohne Besinnen die Freiheit.

Damit bin ich auch zum Kern Ihres Anstoßes zurückgekehrt. Sie meinen, ich lehne wenigstens für die *Schweiz* jeden Gebrauch von Waffen gegen die große Bedrohung der Freiheit und Menschlichkeit ab, die der Nazismus und Faschismus bedeuten.

Was antworte ich nun endgültig?

Ich müßte nun eine ganze Darstellung der Zeitgeschichte geben, um den Sachverhalt aufzuzeigen, kann aber in diesem Rahmen nur Andeutungen machen.

Es gab eine Zeit, wo die große Aufgabe Europas und der Christenheit sich in dem Worte *Abrüstung* konzentrierte. Damals haben wir diese Forderung erhoben und in *diesem* Zusammenhang — bitte, beachten Sie das! — sogar ein *Vorangehen* der Schweiz für eine große Mission erklärt. Damals! Mit Recht! Es ist daran nichts zu bereuen. Daß dieser Kampf gekämpft wurde, gehört wohl, trotz seinem Mißerfolg, zu den Aktivposten der Schweiz im Buche des Gerichtes. *Zum Teil weil Europa diese Aufgabe versäumte, ist Hitler gekommen.* Nun aber ist die Verteidigung der *Freiheit* in den Vordergrund gerückt,

nicht nur für Sie, sondern auch für mich. Das ist eine veränderte Lage, die ich als solche immer anerkannt habe.

Nun sage ich: *Ich halte am ganzen Ideal des Antimilitarismus fest, am Völkerbund, an der Abrüstung, auch an der Dienstverweigerung des Einzelnen, wenn sie richtig begründet ist, als Pioniertum. Wenn das nicht doch das Ziel bliebe, ginge die Welt zugrunde und die Schweiz mit ihr. Dringlich muß immer wieder daran erinnert werden. Ich bin auch ganz sicher, daß jener geistige Widerstand, von dem ich geredet habe, auch jetzt der siegreichste wäre, wenn sich dafür der Geist fände.*

Aber es ist absolut keine Aussicht, die Welt sofort auf *diesen* Weg zu bringen. Wir dürfen ihn ihr, so wie heute die geistige Lage ist, nicht einmal zumuten. „Denn auch Gott will keine Utopie.“ *Jede Sache hat ihre Stunde, ihre Erfüllungsstunde und ihre Wartestunde — nach Gottes Willen.* Ich und meine Gefinnungsgenossen haben darum, wie Tschanner nachgewiesen hat, seit dieser neuen Wendung keine Abrüstung der Schweiz mehr gefordert und auch merken lassen, daß die Rüstung, wenn sie ernsthaft sein soll, auch eine gewisse *Vollständigkeit* haben müsse. Aber — und das ist nun *entscheidend* — wir haben vor der *Militarisierung* gewarnt, haben vor der *Gefahr* der Waffen gewarnt, auch wenn sie für die beste Sache angewendet würden. Das haben wir in der *Schweiz* getan, weil wir hier allein das Recht und die Pflicht dazu haben, aber ich meine, man dürfe mir wahrhaftig vertrauen, daß ich das in England und Frankreich auch täte, wenn ich Engländer oder Franzose wäre. Ich denke, ich hätte es auch in der *Tschechoslowakei* getan. Ja, ich *habe* es getan — soweit das auf einem fremden Boden möglich war. Meine Freunde sagten mir, Masaryk werde mich bei der geplanten und dann infolge eines Irrtums nicht zustande gekommenen Zusammenkunft sofort daraufhin ansprechen.

Meine Denkweise ist die: Ich muß es gelten lassen, wenn Menschen überzeugt sind, daß sie nicht anders könnten, als für ein gewisses Maß von Rüstung eintreten. Ich begreife das besonders heute, im Angesicht der drohenden Hitlergefahr. Ich begreife es auch bei den Dialektikern, auch bei Ihnen, verehrter Herr Lieb. Aber sobald eine bestimmte Linie überschritten wird, beginnt sofort die *größere* Gefahr: Das ist die Linie des *Militarismus*, der *Militarisierung*. Militarismus, Militarisierung bedeuten, daß das ganze Leben einseitig unter den militärischen Gesichtspunkt gestellt wird, daß soziale Gerechtigkeit, Freiheit, Demokratie, Menschlichkeit, Kultur, ja — beachten Sie das! — Kirche, Christus, Gott *diesem* Gesichtspunkt untergeordnet werden, der totale Staat sein Haupt erhebt und gerade das, was man verteidigen will, verloren geht — das bedeutet, daß man das *Vertrauen* auf die Waffen setzt, statt Gott Baal dient, und statt Christus Cäsar, daß man, das Schwert ziehend, durch das Schwert umkommt. Haben Sie nicht überlegt, verehrtester Herr Lieb, daß auch ein Kreuzzug gegen Hitler

die Welt in Trümmer legen und alles andere eher schaffen könnte als Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit? Den Dämonen, die hier lauern, gilt es darum zu wehren — ich wiederhole es — und das ist gerade *unsere* Aufgabe, die Ihrige wie die meinige. Es ist keine *leichte* Aufgabe, leichter ist es heute, „Zu den Waffen!“ zu rufen, aber Gottes Aufträge sind ja nicht immer leicht. Darum braucht er *uns* dafür, die wir an ihn glauben, wenn auch in Schwachheit.

Der Militarismus ist aber heute eine Gefahr besonders für die *Schweiz*. Haben Sie nicht beobachtet, wie unser schweizerischer Militarismus zur *Ablenkung* von den Dingen wird, auf denen zum mindesten nach der Meinung der Bibel Existenz und Rettung eines Volkes in erster Linie ruhen, zur Zudeckung der *Wahrheit* unserer Lage mit patriotischem Nebel? Haben die Propheten nicht vor allem *dagegen* gekämpft? Gibt es nicht eine Verteidigung der Schweiz, an der die Schweiz verloren geht? Sehen Sie, Herr Lieb, und Ihre Freunde, *diese* Seite der Sache denn gar nicht? Vor dieser ganzen Gefahr der Waffen zu warnen, ist die ernste Pflicht jedes tiefer blickenden Schweizers und jedenfalls jedes an den *Gott der Bibel* glaubenden Menschen. Das war die Rolle der *Propheten Israels*, an die ich erinnert habe. Sie waren auch keine doktrinären Antimilitaristen, aber sie haben mit ewiger Gewalt davor gewarnt, auf „Roß und Wagen“ das Vertrauen zu setzen. Und was Sanherib und Jesaja betrifft, so hat schon Tschanner darauf hingewiesen, daß nicht das *Heer* es war, was Sanherib schlug, sondern Gott allein. Er tat es ohne das Heer, durch die Pest. In diesem Sinne habe ich im September 1938 Benešch meine Betrachtung über „Sanherib vor Jerusalem“ geschickt. Es sind nicht die Mängel unseres Heeres, die uns zu unserer Stellung veranlassen (diese erwähne ich höchstens nebenbei, gegen ein hochmütiges Vertrauen auf die Waffen), nein, es ist die furchtbare Gefahr des Abfalls von Gott zu dem Schwerte, vor der wir warnen. Wir glauben, *damit* am besten die Schweiz zu verteidigen, wir glauben — was ja in gewissem Sinne das Gleiche ist — *damit* in der heutigen Lage am besten Gott und Christus zu dienen.

Das ist es, verehrter Herr Lieb, was Sie begreifen müssen. So liegen die Dinge. Aus dieser tiefen Empfindung müssen Sie meinen Protest gegen Ihren Ausspruch begreifen. Auch wenn er für die militärische Landesverteidigung ist, kann ein Jünger Christi, kann ein Mann, der die Bibel, besonders auch die Propheten, nicht erst die Bergpredigt, vor Augen hat, sie doch nur für ein zwar notwendiges, aber schlimmes *Uebel* halten. Nie darf er sich dafür *begeistern*, sonst hat er die erlaubte Linie überschritten und ist von Christus abgefallen. Dies haben Sie mit jenem Ausspruch getan. So habe ich es empfunden. So auch, in milderer Form, bei jenem Barthischen Briefe an Professor Hromadka. Bitte aber, verstehen Sie mich recht: dieses Urteil bezieht sich nur auf diese Aussprüche, nicht auf den *ganzen* Menschen. Weiß

ich doch von Ihnen, wie Sie stets bereit waren, alles für den Dienst Christi einzusetzen, Stellung und Geld — um diese zwei besonders wichtigen Prüfsteine zu nennen. Aber desto schmerzlicher ist es mir, daß Sie das nun an einem anderen wichtigen Punkte preisgeben. Aller Militarismus, auch der schweizerische, führt in eine Welt, welche der Welt Christi entgegengesetzt ist, in eine widergöttliche Welt. Wir haben davor zu warnen. Wir — noch einmal! — haben den Dämonen zu widerstehen, die in allen Waffen gerüstet sind. Wenn die dialektische Theologie mit ihrem immer noch großen Einfluß das nicht tut, sondern das Gegenteil, dann wird das ihr selbst und der Schweiz zum Verhängnis. Ich warne: warne Sie, warne Ihre Freunde, warne — so gut ich es vermag — die Schweiz, aus Liebe, um Gottes Willen, um Christi Willen.

Meine Antwort ist sehr viel länger geworden, als ich geplant hatte. Dennoch bleiben der Probleme selbstverständlich noch genug übrig. Aber Eines meine ich doch gezeigt zu haben: daß man mein Denken in der Kriegs- und Friedensfrage nicht einfach mit der allzu wohlfeilen Behauptung abtun darf, ich stehe damit im Widerspruch zu mir selbst. Ich bin mit meinem *ganzen* Wesen darin. Andere mögen, auch als Antimilitaristen, anders denken, aber mein Denken ist jedenfalls ein durchgeführtes, umfassendes, einheitliches: es ist nicht das eines Pazifismus, der die Sache des Friedens von allem anderen trennt, sondern ein wirklich totaler Pazifismus, ein Bestandteil der ganzen Welt der Gerechtigkeit Gottes und des Menschen, die das Ziel meines Glaubens und Hoffens ist; es ist nicht ein Dogma, sondern ein lebendiger Glaube. Der fundamentale Fehler, den Sie, verehrter Herr Lieb, und viele Andere machen, die Einen mit, die Andern ohne Absicht, und der zur Quelle so vieler verkehrter Urteile wird, besteht darin, daß man mich nicht als den nimmt, der ich *bin*, sondern als den, der ich nach Ihrer Meinung sein müßte. Sie vergleichen mein wirkliches Denken und Wollen mit der *Konstruktion*, die Sie selbst geschaffen haben. Entweder bin ich ein antimilitaristischer Automat, der für alles Geschehen bereitliegende antimilitaristische Parolen ausgibt, oder ich werfe den Antimilitarismus von mir und werde ein gewöhnlicher Militärpatriot. Wenn ich mich *anders* verhalte, so sehen Sie darin einen Widerspruch mit mir selbst und erheben einen Zorn- oder Triumphruf. Aber ich stehe damit nicht im Widerspruch zu mir selbst, sondern bloß zu Ihrer eigenen Konstruktion. Ich erlaube mir aber, auch in der Friedensfrage, wie in anderen Hauptsachen, nicht ein Standard-Fabrikat, sondern ein eigener und lebendiger Mensch zu sein, ein Mensch, der auch seine eigenen Formeln *besitzt* und nicht von ihnen *befessen* ist.

Ich hoffe, daß diese ganze Aussprache nicht ohne Frucht bleibe, die über die dialektische Theologie nicht nur, sondern auch die über Christus und das „Scharfschießen“. Es handelt sich dabei um eine ganz entscheidende Angelegenheit des Reiches Gottes. Glauben Sie mir, daß

ich, der Abkömmling kriegerischer Demokratie und einstige Militarist, dazu der leidenschaftliche Gegner des Hitlertums, Ihren kriegerischen Eifer sehr wohl begreife; suchen Sie und Ihre Gefinnungsgenossen aber auch zu begreifen, warum ich heute so stehe, wie ich stehe. Ueberlegen Sie meine Warnung, für sich, für die Sache Christi und auch für die Schweiz. Könnte sie nicht, trotz all meiner Schwachheit und Fehlbarkeit, doch von *Gott* kommen?

In der herzlichen Gefinnung des einstigen Lehrers und Freundes
bin ich Ihr

Leonhard Ragaz.

Der Führer.

Noch troff aus feinem Haar und Bart das Naß,
Da er hervortrat aus der schweren Wolke,
Drin er gerungen über feinem Volke —
So lang gerungen, daß es fein vergaß.

Er trat ins Licht: ein Klingen traf sein Ohr,
Ein leicht geschlung'ner, festlich heller Reigen;
Ein Lächeln brach sein ungeheures Schweigen,
Wie sanft empfing ihn ihres Jubels Chor!

Er sah: er sah das gleißende Gemächt,
Das Kalb aus Gold in greller Wüstenfonne
Umtanzt von seines Volkes gierer Wonne,
Er sah sein Volk: dies Volk — er, Gottes Knecht.

Zerschlug die Tafeln, schlug — er schlug sich wund
Und wandte sich von der verruchten Schar —
Und brach vor Gott anbetend in den Grund
Und bot sich für sein Volk zum Opfer dar.

M. S.



Zur Weltlage

Zürich, 8. Mai 1939.

Die Entwicklungen, die wir das letzte Mal verfolgten, führten uns wie von selbst zu dem Ereignis, das nun die folgenden Wochen beherrscht hat, zum

Telegramm Roosevelts

an Hitler und Mussolini.

Es ist den Lesern gewiß vertraut. Roosevelt wendet sich im Angesicht der furchtbar und nahe drohenden Kriegsgefahr an die Zweie,